



Bettina Belitz
Die Diamantkrieger-Saga
Damirs Schwur

BETTINA BELITZ

DIE DIAMANTKRIEGER-SAGA
DAMIRS SCHWUR

Band 1





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

© 2016 by cbt Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Carolin Liepins, München

Umschlagmotive: Trevillion Images/Stephen Carroll, Shutterstock/jadimages

mi · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16417-4

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*»Wer nach außen schaut, träumt.
Wer nach innen schaut, erwacht.«
(C. G. Jung)*



SIE WERDEN KOMMEN

Ich erkannte bereits an Marias Gesicht, dass der Anfall immer noch nicht vorüber war. In ihrer gewohnt aufrechten Haltung saß sie am Küchentisch, vor sich eine Tasse Kaffee, und nickte mir lächelnd zu, doch unter ihren hellen Augen lagen bläuliche Schatten. Wahrscheinlich hatte sie in der vergangenen Nacht nur stundenweise schlafen können.

»Guten Abend, Sara. Ich habe leider keine guten Nachrichten. Es dauert länger als sonst. Sie will nicht ruhen, steht ständig auf. Als ob jemand hinter ihr her ist ... Und sie redet pausenlos.«

Ohne ihre Begrüßung zu erwidern, trat ich in den Flur hinter der Küche, um in das Wohnzimmer schauen zu können, wo Großmutter sich aufhielt, wenn sie einen ihrer Schübe erlitt und keine Ruhe fand. Auch jetzt streifte sie unentwegt an den hohen Fenstern entlang, als könne sie durch die geschlossenen Gardinen etwas sehen, das sich unseren Augen entzog. Immer wieder erhob sie ihre Hände in einer mal flehenden, mal beschwörenden Geste, die ich nicht deuten konnte, und brabbelte in abgehackten Sätzen vor sich hin – Sätze, die keinerlei Sinn ergaben,

aber so bedeutungsvoll klangen, dass sie mir Schauer über den Nacken jagten.

»Sie sind da ... sie sind da und sie werden kommen ... Ihr seid da, oder? Ich kann euch hören ... ihr da unten, im Morast ... ihr da oben, in den Sternen ... begegnet euch ... Ich werde dabei sein. Wir werden alle dabei sein ... «

»Hallo Oma.«

Wie erstarrt hielt sie inne und drehte sich in einer steifen Bewegung zu mir herum. Ihr sonst so schmales, fein gezeichnetes Gesicht mit den vielen Falten war zur Unkenntlichkeit aufgedunsen. Auch in ihren Armen und Beinen staute sich das Wasser. Mit weit geöffneten Augen blickte sie durch mich hindurch.

»Ich bin es. Sara.«

Nein, sie sah mich nicht. Doch vielleicht fühlte sie mich. Ganz langsam, damit ich sie in ihrer Trance nicht erschreckte, bewegte ich mich auf sie zu und legte meine Hand auf ihren Rücken. Ihr Körper schien mich zu erkennen, doch ihre Augen blieben weit, weit weg. Es hatte keinen Sinn, mit ihr zu sprechen. Sie befand sich in einer anderen Welt.

Seufzend nahm ich meine Hand von ihrer hageren Schulter und ging zurück zu Maria, die ihren Kaffee leer getrunken hatte und sich ein paar Notizen machte. Wahrscheinlich schrieb sie die Kosten auf. Dieser Monat würde teuer werden. Sie war fast ununterbrochen hier gewesen, doch nicht ein einziges Mal hatte sie sich darüber beklagt.

»Ich bringe das Geld später vorbei. Heute Abend, versprochen. Ich habe noch nicht alles zusammen.« Ich nahm mir ein angestaubtes Glas von der hölzernen Anrichte und hielt es unter den Kran, um ein paar Schlucke zu trinken, doch Maria zog es mir mit einer raschen Bewegung aus der Hand.

»Nicht ... nicht.« Angeekelt schüttete sie das Wasser in den Ausguss. »Sie haben ein Problem. Kolibakterien. Hast du es nicht im Radio gehört?«

»Nein. Schon wieder? Und hat Großmutter ... ?«

»Keine Sorge.« Beruhigend drückte Maria meine Hand. »Ich benutze für sie nur noch gekauftes Wasser. Alles andere wäre zu riskant.«

»Die könnten das langsam mal in den Griff bekommen«, knurrte ich und griff zu einer der Wasserflaschen, die Maria neben den Kühlschrank gestellt hatte. Verseuchtes Trinkwasser – schon zum dritten Mal in diesem Frühjahr. Noch immer hatten sie nicht herausgefunden, wie das passieren konnte. »Wir leben schließlich im 21. Jahrhundert.«

»... und sie benehmen sich wie Bestien«, antwortete Maria leise, um auf die aufgeschlagene Tageszeitung zu deuten, die neben ihrer Kaffeetasse lag. »Als ob niemand irgendetwas begriffen hätte in all der Zeit.«

Ich sparte mir einen Blick auf die Schlagzeilen; es änderte nichts und ich musste konzentriert bleiben. Lange aufhalten konnte ich mich sowieso nicht, wenn ich nach meinem Auftrag noch einmal nach Oma schauen wollte.

»Kannst du ihr nicht etwas geben? Zur Beruhigung? Sie sieht schlecht aus.«

»Das habe ich versucht. Valium, im Drei-Stunden-Abstand. Es ist, als ob ihr Körper es nicht annimmt. Ich kann im Moment nur da sein und aufpassen, dass sie nicht stürzt oder davonläuft.«

»Danke«, erwiderte ich knapp und warf einen Blick aus dem Fenster. Noch immer zeigte der Himmel sich verhangen und diesig; ein bleiernes, kaltes Grau wie fast jeden Abend in den

vergangenen Wochen. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich den letzten Sonnenuntergang gesehen hatte. Doch das Wetter war ideal für einen weiteren Coup. Die Menschen blieben in sich gekehrt, wenn der Himmel keine Farben hatte, schauten auf ihre Füße und den Asphalt anstatt ihre Umgebung wahrzunehmen – erst recht um diese Tageszeit, während der Dämmerung. Nachts wurden sie wieder aufmerksamer, vielleicht wegen des vielen künstlichen Lichts. Doch noch waren die Straßenlampen nicht angesprungen. Ich musste los, um die Gunst der Stunde zu nutzen.

»Bis nachher.«

Wie vor jedem Aufbruch fragte Maria nicht, wohin ich ging und was ich tat und erst recht nicht, woher ich als Schülerin das Geld für ihr Gehalt nahm. Sie stellte keine Fragen und alleine deshalb war sie jeden Cent wert. Doch vor allem konnte ich mir sicher sein, dass sie Großmutter nicht als ein lästiges Objekt betrachtete wie Mutter es jahrelang getan hatte. Ich hatte keine Ahnung, wie Maria es anstellte, stets ruhig und geduldig zu bleiben, aber wann immer ich sie im Umgang mit Großmutter beobachtete, hatte ich den Eindruck, sie habe eine persönliche Beziehung zu ihr aufgebaut, obwohl sie ihr jeden Morgen von Neuem erklären musste, wer sie war und was sie bei ihr tat.

Erst auf dem Rad begann ich, mich vorzubereiten. Routiniert zog ich den Reißverschluss meiner schwarzen, engen Sportjacke bis zum Kinn hoch und stülpte die Kapuze über den Kopf, schlüpfte in meine Handschuhe, prüfte meine Taschen, lockerte die Schultern, so gut es beim Fahren möglich war, und bog und dehnte meine Finger, bis sie warm und geschmeidig geworden waren.

Kreuzhardweg 7 ... Kreuzhardweg, ja, ich hatte mich richtig erinnert, die dritte Nebenstraße der Tannenallee. Wer sich in diesem Viertel ein Haus kaufte, konnte gleich noch eine Million in die Restaurierung stecken, doch die Villen sprachen eine klare Sprache. Bleibt weg, wir wollen unter uns sein und wir waren es schon immer. Kein neureicher Chic, sondern Tradition, Würde, Eleganz – und Heizkosten bis zum Abwinken. Trotzdem blieb es in den meisten der Häuser zu kühl. Die Kälte steckte in den dicken Wänden; denkmalgeschützte Gemäuer mit tiefen Rissen und Fugen, an denen ich mich hochziehen konnte, als befänden sich Saugnäpfe unter meinen Händen und Füßen.

Mein Rad stellte ich an der Kastanie vor Nummer fünf ab, deren Zweige immer noch keine grünen Triebe zeigten, und nahm die letzten Meter zur Nummer sieben zu Fuß, um die Umgebung zu checken. Weit und breit war kein Spaziergänger zu sehen. Die Straße lag vor mir wie ausgestorben. Kratos' Hintermänner hatten gut recherchiert. In der Villa Nummer sieben war niemand zu Hause. Ich spürte es, bevor ich sie erreicht hatte und durch den schmiedeeisernen Zaun auf den Garten und die braungraue Sandsteinfassade blicken konnte. Schon als Kind hatte ich diesen Instinkt besessen und er hatte mich nie getrogen – es war mir, als könne ich hören, ob in den Häusern ein menschliches Herz schlug oder nicht.

Zügig ließ ich meine Augen durch den Garten gleiten und inhalierte gleichzeitig die kalte Abendluft. Hund, meldete mein Gehirn prompt. Hier gab es einen Hund und er war gerade erst draußen gewesen. Ich roch nasses Fell und einen Rest Futter; vielleicht war es auch das Aroma eines Knochens, den er unter einem der alten Bäume vergraben hatte.

Auch mit meinen Ohren versuchte ich ihn zu lokalisieren. Hundeherzen klangen anders als Menschenherzen. Sie schlugen schneller, hektischer, leiser. Nie nahm ich sie sofort wahr, manchmal auch gar nicht – ganz anders, als wenn ich einem Menschen nahe kam. Wo hielt er sich auf? Hatten sie ihn mitgenommen oder passte er auf das Grundstück auf und würde gleich bellend hervorstürzen?

Testweise pfiß ich gedämpft durch die Zähne – freundlich und lockend. Keine Reaktion. Gehört hatte er mich, falls er hier war, doch er schlug nicht an. Auch konnte ich keine Hundeklappe oder einen Zwinger erkennen. Ohne Eile pirschte ich an dem Mäuerchen mit dem aufgesetzten Zaun entlang, bis ich die Rückseite der Villa einsehen konnte. Auch hier gab es keine Hundehütte, keine längeren Stöcke auf dem Rasen, nur einen kleinen, runden Wassernapf am Rande der Terrasse und ein buntes Kauseil. Der Wächter dieses Hauses würde mir wahrscheinlich nicht einmal bis zur Wade reichen – ein waschechtes Schoßhündchen. Vielleicht schlief er sogar, zusammengerollt auf der Ledercouch, wo er sich sonst niemals hinlegen durfte.

Doch es gab eine andere Hürde. Ich erkannte Bewegungsmelder – allerdings nur in Form von Licht. Das bedeutete kein großes Risiko und fiel nur selten jemand auf. Es war erstaunlich, wie sehr sich die Menschen an dieses matte Aufblinken von nebenan gewöhnten. Kaum jemand scherte sich darum, wenn es geschah.

Konzentriert ließ ich meine Lider sinken, um einen weiteren tiefen Atemzug zu nehmen und mir das Haus in seinem Inneren vorzustellen, mich in seine Mauern hineinzufühlen – ein Ritual, das mir jedes Mal eine unbändige Vorfreude bescherte. Nur selten irrte ich mich. Meistens fand ich das vor, was ich erahnte. Auch hier tauchten deutliche Bilder in mir auf – eine große Halle

mit schweren, dicken Teppichen, ein breites Treppenhaus, oben die Schlafgemächer. Viel Natur, Leder, Holz. Ein verzweifelter Versuch, die unterkühlten Räume gemütlich werden zu lassen.

»Na komm ... Komm her, Süße. Du willst doch schon die ganze Zeit zu mir.« Ich flüsterte lediglich, doch es genügte. Die dicke grau getigerte Katze, die mich seit meiner Ankunft von der Mauer des Hauses gegenüber beobachtet hatte, sprang auf die Straße und trabte maunzend zu mir herüber. Sobald ich in die Hocke ging und meinen linken Arm baumeln ließ, schlich sie in einem engen Kreis um mich herum und rieb hingebungsvoll ihr Köpfchen an meiner Hand. Meine Komplizin war bereit. Ich musste sie nur zu mir auf das Grundstück locken und schnell genug nach oben auf den wuchtigen, breiten Balkon klettern, und mich dort hinter der Polyrattancouch verbergen, falls jemand auf die Bewegungsmelder aufmerksam wurde. Katzen schießen es als ihr persönliches Lieblingshobby zu betrachten, Bewegungsmelder auszulösen. Erst kürzlich hatte ich eine Katze beobachtet, die immer wieder von Neuem gezielt in den Radar gelaufen war und sich sichtlich an der Aufregung ergötzt hatte, die sie damit auslöste. Deshalb würde ein eventueller Beobachter mit etwas Glück annehmen, sie habe das Licht aktiviert.

Ein letztes Mal blickte ich mich um. Nach wie vor war niemand außer mir auf der Straße – an einem Frühlingsabend Mitte März, der sich anfühlte wie ein farbloser Novembertag, dem ein unendlich langer, kalter Winter folgen würde. Es gab keinen Grund, draußen zu sein. Bis zum Balkon würde ich ungestört agieren können. Beinahe bedauerte ich es. Es war spannender, wenn Gefahr bestand, entdeckt zu werden.

Mit zwei geübten Griffen zog ich mich am Zaun hoch und setzte schwungvoll über, um ohne jegliche Pause geduckt zum

hinteren Teil des Hauses zu laufen. Die Katze folgte mir schnurrend und blickte anschließend mit großen, grünen Augen dabei zu, wie ich mich an die Hauswand stellte und beidhändig nach geeigneten Fugen im Mauerwerk suchte. Jetzt musste es schnell gehen; im Garten waren alle Lichter angesprungen. Wie eine Spinne arbeitete ich mich nach oben und wie jedes Mal atmete ich dabei nicht – ich kam schneller voran, wenn ich darauf verzichtete. In mir herrschte konzentrierte Stille und wilde Freude in einem, ein lautloses Pulsieren tief in meinem Bauch. Sobald ich die Brüstung überwunden hatte, ließ ich mich fallen und rollte mich hinter die schwarze Gartencouch.

Geschafft. Der Balkon war die halbe Miete. Auch an den Balkontüren gab es Schlösser, in den seltensten Fällen jedoch eine Alarmanlage. Die bauten sie stets unten ein. Schlösser konnte man öffnen. Doch nicht einmal das musste ich tun. In der linken Tür stand ein Sprossenfenster halb offen, ganz oben links. Nach zehn Minuten des Abwartens, in denen ich sicherging, dass mich keiner der Nachbarn bemerkt hatte, schob ich einen Rattanhocker vor die Tür, stieg darauf, machte mich lang und griff nach dem Fensterrahmen, um mich hochzuziehen und kopfüber hindurchzuschlängeln – ein Unterfangen, das nicht nur höchste Balance verlangte, sondern lebensgefährlich sein konnte, wenn die Rahmen mein Gewicht nicht hielten. Doch ich war leicht genug. Ohne ein Geräusch zu verursachen, kam ich im Handstand auf dem Parkettboden auf und setzte mit einem vorsichtigen Überschlag auf meine Füße auf. Sofort öffnete ich von innen die Balkontür, um den Rattanhocker wieder an seinen angestammten Platz zu schieben. Ich würde nachher auf demselben Weg verschwinden, doch den Hocker brauchte ich dazu nicht mehr. Wenn es nur irgendwie möglich war, hinterließ

ich nicht die kleinste Spur. Wie erwartet, sprang keine Alarmanlage an. Ich würde Lieran heute nicht brauchen – umso besser. Das verschaffte mir Zeit.

Aufatmend schloss ich die Balkontür hinter mir und drehte mich um. Willkommen im Herren-Schlafzimmer, dachte ich amüsiert. Wie so oft in diesen Häusern fand ich getrennte Betten vor, meistens hatten die Eheleute auch jeweils separate Badezimmer.

In diesem Raum brauchte ich mich nicht länger als nötig aufzuhalten. Der weibliche Gegenpart lag in der Regel am anderen Ende des Flurs, angenehm weit weg, damit man sich nachts nicht versehentlich über den Weg lief und womöglich auf dumme Ideen kam. Wenn ich Schmuck suchen wollte, war ich in diesem Zimmer verkehrt. Es bot mir sicher ein paar Luxus-Uhren, vielleicht auch noble Krawattennadeln und Manschettenknöpfe. Doch die interessierten mich nicht. Sie waren Tand im Vergleich zu dem, weshalb ich hier war.

Doch zuerst musste ich mich um den Köter kümmern. Erneut piff ich durch die Zähne und schnippte eines der Leckerchen, die ich stets in meiner Hosentasche trug, auf den Flur. Sofort drang ein unterdrücktes Winseln durch das Treppenhaus. Der arme Kerl wagte es nicht einmal, zu bellen. Vor einigen Tagen hatte sich sogar eine hüfthohe Dogge vor meinen Füßen auf den Rücken gelegt und japsend ihren Bauch präsentiert, anstatt Alarm zu schlagen. Womit ich ihre unterwürfigen Liebesbekundungen verdient hatte, blieb mir schleierhaft.

»Ist gut, Kleiner. Nimm es oder lass es bleiben, aber stör mich nicht.«

Das neuerliche Winseln klang fragend und devot. Als Antwort schnippte ich ein weiteres Leckerchen in den Korridor und

schlich nach einigen Sekunden im Dämmerlicht zur Treppe, um einen Blick hinunter zu werfen – und schaute direkt in zwei große, feuchte Kulleraugen über einer noch feuchteren Schnauze. Himmel, ein Mops – und zwar einer, der seinen Namen redlich verdient hatte.

»Du musst abnehmen. Dringend.« Lauschend legte er seinen dicken Kopf schräg und ließ die bunten Kristalle an seinem Lederhalsband aufblitzen. Na also. Wer seinen Hund mit billigen Kopien schmückte, hatte die Originale im Schlafzimmer versteckt. Oder im Badezimmer?

Ich würde es herausfinden, ohne unnötige Spuren zu hinterlassen. Noch nie hatte ich auch nur einen einzigen Schrank durchwühlt und ich war stolz darauf. Rücklings legte ich mich auf den Flurteppich, breitete die Arme aus und schloss meine Augen. Atmete. Langsamer, immer langsamer ... bis mein Gehör sich so sehr schärfte, dass ich sie in den Pausen zwischen meinen Atemzügen wahrnehmen konnte. Sie hatten einen Klang. Ja, sie tönten ... Diamanten waren hörbar, ohne dass ich ihre Frequenz hätte nachsingen können. Es war kein spezieller Ton. Vielmehr war es ein Sound, ein Gefühl. Eine Komposition, die mich zu sich rief.

Doch sie lockte mich weder ins Badezimmer noch in das zweite Schlafzimmer – sondern in den Raum dazwischen. Wie raffiniert, dachte ich, als ich lautlos die Tür öffnete und mir der typische, süße Kleinkindergeruch entgegenströmte. Die Dame des Hauses versteckte ihre Klunker im Kinderzimmer. Oder war es ein begehbarer Kleiderschrank? Ein Büro?

Nein, meine erste Vermutung war richtig gewesen. Ich betrat einen Albtraum aus Rosa und Türkis; mit pinkfarbenem Prinzessinnenschloss auf dem Boden und einem riesigen Pup-

penhaus voller Barbies in Designerklamotten. Keuchend arbeitete sich der Mops die Treppenstufen hinauf, knusperte unterwegs vernehmlich die beiden Leckerchen und schob dann seine schwarze Schnauze durch die Tür.

»Komm ruhig rein. Ich tu dir nix. Kannst mitsuchen.«

Doch ich hatte den Diamanten längst entdeckt, ohne auch nur eine Schublade öffnen zu müssen. Ja, es war ein Einzelner und er lagerte in einer der bunten Dosen im obersten Schrankfach. Wahrscheinlich wusste die Kleine gar nichts davon. Diamanten in einem Kinderzimmer ... Meine Kehle wurde eng, als ich die Dose aus dem Fach zog und sie vorsichtig öffnete.

»Wow ...« Staunend beugte ich mich darüber und griff hinein. Es war nur eine einzige Kette, aus feinem Silber, hauchdünn, an der ein ovalförmiger, betörend klarer Stein in einer gezackten Fassung baumelte, der sich sofort in meiner Hand zu erwärmen begann und belebende Wellen durch meine Venen schickte. Ich spürte seine Hitze durch den Latex des Handschuhs hindurch.

Verzückt ließ ich mich auf die rosa Steppdecke sinken. Selbst im Halbdunkel glitzerte der Diamant wie ein Tautropfen auf einem Rosenblatt und sang in seiner unbeschreiblichen Reinheit von fernen, verborgenen Welten tief unter der Erde. Sein Duft zog mich magisch an – so erhaben und alt. Immer wieder hob ich ihn an meine Nase, ließ ihn über meine Wange gleiten und in meiner Handfläche hin- und herrollen. Es war eine Schande, ihn Kratos zu überlassen – und doch war genau das unser Deal. Bedauernd öffnete ich den Verschluss, legte die Kette um und ließ den Diamanten unter meine Jacke fallen, sodass er sich auf meine bloße Haut schmiegen konnte. Auch das war ein Deal – ein Deal, den ich liebte und zugleich verabscheute.

Was für ein Pech, ausgerechnet an einen solch perversen Hehler geraten zu sein. Aber er zahlte gut und hatte bisher keinen einzigen Versuch unternommen, mich mit Crystal anzufüttern oder zur Prostitution zu überreden. Vielleicht wusste er auch, dass er dabei nicht die geringste Chance hatte. Trotzdem – er blieb professionell und das ersparte mir Stress und Diskussionen.

Dieser Stein war Tausende wert. Ich würde nicht nur Maria für März und April bezahlen, sondern auch John, Cole und Loni aushelfen und die ausstehende Gasrechnung begleichen können, wenn Kratos mich nur annähernd fair dafür belohnte. Doch das würde er.

Mein Auftrag war erledigt; schnell, leise und ohne Aufmerksamkeit zu erwecken. Nun konnte ich verschwinden. Als habe er meine Gedanken gehört, watschelte der Mops zu mir und legte sich schnaufend auf meine Füße. Noch nicht gehen. Bleiben. Kraulen. Reden. Leckerchen?

»Du spinnst wohl«, murmelte ich tadelnd und berührte mit meinen behandschuhten Fingerspitzen seinen faltigen Nacken. Das tat es sicher auch oft ... Das kleine Mädchen, das hier lebte, in diesem Zimmer. Farbentechnisch war es immer noch ein Horrorfilm und doch kam es mir so warm und weich vor. Plötzlich musste ich gähnen. Seit einigen Tagen schlief ich zu wenig und arbeitete zu viel, dazu das ewige Doppelleben. Der Druck von Kratos. Omas Demenzschübe. Jagas ständige Schikane. Die Adrenalinkicks bei den Einbrüchen und die tiefe Entspannung danach, die immer schneller einsetzte und immer kürzer anhielt.

Ich brauchte eine Pause, nur für ein, zwei Minuten. Zögerlich streckte ich mich auf dem kleinen Bett aus. Sie schliefen getrennt, Mama und Papa, aber genau deshalb befand sich die-

ses Mädchen allnächtlich in ihrer Mitte, geborgen und sicher. Wahrscheinlich lag der Köter nachts auf ihren kleinen Füßen. Wie mochte es sein, wie sie aufzuwachsen, in einem Haus, wo alles da war, was man brauchte, und Vater und Mutter nur wenige Meter entfernt von einem schliefen? Wo war sie jetzt, diese kleine rosa Prinzessin – hatte sie ihre Eltern zu dem Ball begleitet? Passte dort eine Nanny auf sie auf? Hatte sie vielleicht eine reiche Großmutter, die sie heute Abend hütete – eine Großmutter, die nicht dement war und sie immer erkannte?

Wie wäre ich geworden, wenn ich in einem solch rosa Alptraum aufgewachsen wäre? Eltern, die getrennt schliefen – was machte das schon aus, wenn wenigstens ein Vater da war? Wenn Geld da war statt Angst, Liebe statt Schläge, Essen satt statt dauerndem Hunger, Wärme statt Kälte? Wäre es das bessere Leben geworden? Wäre *ich* besser geworden, wenn ich in diesem Haus groß geworden wäre?

Der Mops gab ein zufriedenes Gurren von sich und machte einen Satz zu mir aufs Bett.

»Schluss jetzt. Wir gewöhnen uns ja noch aneinander«, raunte ich ihm zu und erhob mich, um mich ausgiebig zu strecken und zu recken. Und jetzt? Abgang über den Balkon oder doch so tun, als sei ich die Hausherrin und die Treppe herunter stolzieren, um die Eingangstür zu nehmen? Nein, keine Treppe heute. Für solche Spielereien hatte ich keine Zeit und fast immer löste man dabei den Alarm aus. Kratos wartete sicherlich schon auf mich und ich musste wissen, wie es Großmutter erging.

Doch es fiel mir merkwürdig schwer, mich aus dem pastellfarbenen Kinderzimmer loszureißen. Noch immer fühlte ich mich müde und ein wenig benommen, als hätte ich ein Glas zu viel getrunken. Scheu strich ich über das Plüsch-Einhorn neben dem

Kopfkissen. Irgendwann würde auch dieses Mädchen aufwachen müssen und begreifen, dass die Welt nicht rosa, sondern anthrazit war. Das blieb niemandem erspart.

Still verließ ich die Villa auf jenem Wege, wie ich sie erklommen hatte – nur in der halben Zeit, und die Häuser zu verlassen, war stets öde und trist. Den schönsten Teil hatte ich hinter mir. Doch morgen würde ich einen neuen Auftrag bekommen.

Zusammen mit der Katze sprintete ich zum Zaun, überwand ihn, rannte zu meinem Fahrrad, sprang auf und raste den Katakomben entgegen – mitten ins Herz der Stadt, das tief unter dem kalten Asphalt schlug und in dessen finsterer Schwärze ich mich blind auskannte.



ENGEL UND BESTIEN

Auch nach der nächsten Straßenecke widerstand ich dem Impuls, mich umzudrehen, doch ich hegte keine Zweifel mehr – ich wurde verfolgt. Mein gestriger Verdacht war kein Irrtum gewesen. Wer auch immer hinter mir her war und warum: Die Villa hatte ich ungestört erklimmen können, doch nur zwei Straßen weiter hatte ich ihn wieder hinter mir gespürt, wie einen Wärmeschatten in meinem Rücken. Ich hatte in jeden Rückspiegel parkender und fahrender Autos und in jede Schaufensterscheibe geschaut, an denen ich vorbeigezogen war, und nichts Verdächtiges ausmachen können. Natürlich waren mehr Passanten unterwegs, je näher ich der Innenstadt kam, doch keiner von ihnen wirkte, als habe er mich registriert – so schnell flog ich an ihnen vorüber. Wenn mein Verfolger einer von ihnen war, musste er über einen siebten Sinn verfügen, ein ausdauernder Läufer sein und überdies verflucht gut schauspielern können. Oder aber er agierte im Verborgenen, wie auch immer das funktionieren sollte. Es war mir ein Rätsel.

Doch spätestens in den Katakomben würde ich ihn abschüt-

teln können. Niemand fand sich darin so gut zurecht wie ich, denn es gab niemand, der sich wie eine Schlange zwischen den Kanälen und Schächten hin und her bewegen konnte. Ich kannte jede Abkürzung, jeden Geheimgang. Jeden offenen Kanaldeckel, jede Querverbindung. Er würde sich auf Dauer nicht hinter mir halten können.

Mein Rad ließ ich wie immer an einer der Gitter vor dem Schlund stehen, dem Haupteingang zu den Katakomben, nahm dieses Mal aber nicht den üblichen Weg durch die Lücke in der Absperrung, die schon seit Jahren nur noch rostige Dekoration war und keinen mehr interessierte, selbst die Polizei nicht, sondern wand mich durch einen der offenen, uralten Gullis im verlassenen Hinterhof nebenan. Ich tat das nicht gerne; diese Schächte waren glitschig, von Ratten und langbeinigen Spinnen bevölkert und die schmalen Leitern oft so verrottet, dass ihre Griffe unter meinem Gewicht zu zerbrechen drohten. Doch ich konnte so schnell in ihnen verschwinden, dass es wirken musste, als sei ich vom Erdboden verschluckt worden. Wenn ich meinem Bauchgefühl trauen konnte, hatte mein Verfolger stets Abstand gehalten, ich schätzte die Distanz zwischen ihm und mir auf fünfundzwanzig bis fünfzig Meter. Wie es aussah, agierte er geschickt und vorsichtig. Er würde mir nicht direkt um die Ecke folgen, sondern mit Verzögerung – und vermutlich die nächsten Dächer und Mauern erklimmen, anstatt unter der Erde nach mir zu suchen.

Wer zum Teufel war es – und was wollte er? Konnte es sein, dass Lieran etwas ausgeplaudert hatte und nun einer seiner Kollegen hinter mir her war? Doch die Polizei fackelte nicht lange. Die Bullen nahmen inzwischen auf Verdacht jeden fest, der ihnen auffiel, und filzten ihn so lange, bis sie etwas fanden – oder

aber sie wurden geschmiert und taten gar nichts. Sie würden sofort kapieren, dass jemand mit meiner Herkunft sich keinen solchen Diamanten leisten konnte, und Lunte riechen. Aber das war zu absurd, zu weit hergeholt. Die Bullen hatten sich bislang nie für mich interessiert, und Lieran war der Vater einer Klassenkameradin und seit der Achten scharf auf mich. Noch immer war das Motivation genug für ihn, im Zweifelsfall hinter mir aufzuräumen.

Also war es doch einer von unten? Ließ Kratos mich beobachten? Das musste er nicht, er hatte bislang keinerlei Grund gehabt, mir zu misstrauen. Ich hatte noch nie Beute unterschlagen. Darum ging es mir schließlich nicht. Ich brauchte Geld, keine Steine. Wenn ich irgendwann einmal Steine haben wollte, würde ich sie mir kaufen und nicht stehlen. Kunstdiebe bedienten sich nicht an ihrer eigenen Beute. Das war würdelos.

Oder hatte mich eine versteckte Überwachungskamera aufgezeichnet? Mein Verfolger konnte auch ein Privatdetektiv sein, der versuchte, Beweisaufnahmen zu erstellen. Aber warum hatte ich ihn dann erst zwei Straßenecken nach der Villa wahrgenommen? Das ergab keinen Sinn. Keine meiner Schlussfolgerungen ergab einen Sinn.

Sobald ich mich nach unten geschlängelt hatte, trat ich ein paar Ratten zur Seite und hielt die Luft an, um nicht den beißenden Gestank nach Abfall und Kot einatmen zu müssen, bis ich den Ende des Schachts erreicht hatte und mich wieder aufrichten konnte. Die Gaslichter brannten bereits und überzogen die feuchten Wände des Hauptkanals mit einem matt-gelben Schimmer, der den Dreck, der auf ihnen haftete, nur noch deutlicher zum Vorschein brachte. Über mir wummerten die Bässe des »Crisis«, jenem düsteren Schuppen, in dem Kratos

seine Puppen tanzen ließ und sich allabendlich das Näschen puderte.

Automatisch passte ich meine Schritte dem Rhythmus der Beats an, als ich mich nach links wendete und unserem Treffpunkt entgegensteuerte – einer Nische zwischen zwei Rohren, aus denen es beständig ins Erdreich tropfte; Wasser, von dem niemand wusste, woher es kam, und das manchmal giftig wirkende Dämpfe absonderte.

Verdammt. Er war wieder da – mein Verfolger. Wie hatte er wissen können, wohin ich wollte? Ich hatte ihn doch zwischen-durch abgeschüttelt. Abrupt blieb ich stehen und sofort verharrte auch der Schatten hinter mir. Wärme ... Ja, er strahlte Wärme aus, ich spürte sie kreisförmig auf meinem Rücken. Langsam begann ich wütend zu werden. Was er da tat, war feige. Er sollte sich mir zeigen und aussprechen, was er wollte, und nicht länger dieses alberne Räuber-und-Gendarm-Spiel mit mir treiben. Zwei Abende sollten ihm reichen, um zu wissen, was ich tat und für wen ich es tat. Das war hier unten schließlich kein Geheimnis. Er hätte mich nicht einmal verfolgen müssen, um das herauszufinden.

Sollte ich mich zu ihm umdrehen? Eigentlich widersprach das meinem Stolz und konnte wirken wie Angst – aber ich hatte die Faxen dicke. Andererseits konnte ich auch noch ein Weilchen stehen bleiben und nichts tun. Ihn reizen. Abwarten. Komplett aufhören zu atmen. So zu tun, als bestünde ich aus purem Stein.

Nichts regte sich hinter mir. Alles, was ich vernahm, war das Dröhnen der Bässe und der schwache Hauch eines Dufts, der nicht in diese düsteren Unterwelten passte. Dafür war er zu klar, zu luftig. Sendete der Diamant um meinen Hals ihn aus? Oder war ich es selbst, die dieses Aroma verströmte? Wie so oft in den

Katakomben begannen meine Sinne sich zu zerstreuen und sich gegenseitig zu irritieren, als würden sie sich in dem jahrhundertalten Dämmer, der hier herrschte, zusammenziehen und klein machen. Nein, hinter mir war nichts zu hören oder zu riechen, was mir einen Hinweis geben konnte. Selbst das Wärmeschild in meinem Rücken kam mir inzwischen wie eine Art sensorische Halluzination vor.

»Sara ...? Sara ...«

»John? Bist du das? Warte, ich bin gleich bei dir ...« Alarmiert von dem vertrauten, heiseren Flehen löste ich mich aus meiner Stille, ließ meinen Verfolger Verfolger sein und lief in schnellen Schritten zur Krümmung des Gangs, aus dessen Dunkelheit ich Johns Stimme vernommen hatte. Sie klang noch kränker und zerstörter als die vergangenen Male, als ich ihm begegnet war. Kratos musste warten, das hier war wichtiger.

»Sara ...« Kaum, dass ich bei ihm war, streckte er seine dünnen, zerstochnen Arme aus, um nach mir zu greifen. Aufstehen konnte er nicht mehr. Verkrümmt saß er auf dem feuchten Boden und zitterte am ganzen Körper, eine blutige Einwegspritze und eine Lache Erbrochenes zwischen seinen Füßen. Er musste sich gerade erst einen Schuss gesetzt haben. Warum war er nicht in den Park gegangen? In den Katakomben war er in diesem Zustand Freiwild, das wusste er doch!

»Was ist mit dir? Mensch, warum gehst du nicht hoch zum Drücken? Die nehmen dir hier unten alles, wenn du nicht aufpasst ...«

Mit meinem Handydisplay leuchtete ich ihm ins Gesicht. Seine fettigen Haare klebten auf seiner schweißnassen Stirn und seine Haut schimmerte grünlich. Auch seine blassen Lippen zitterten, während seine Lider unruhig zuckten und seine Augen

sich immer wieder nach oben verdrehten, sodass nur noch das Weiße zu sehen war.

Obwohl seine Hände klebten und er nach Kotze, Schweiß und Angst stank, nahm ich seine Rechte und drückte sie an meine Brust.

»John. Hörst du mich? Kannst du mich noch hören?«

Schlotternd nickte er, während ein Krampfanfall ihn nach Luft japsen ließ.

»Sie ... sie beobachten mich ... Sie schauen mir zu«, brachte er mühsam hervor. »Sie lieben es ... wenn ich ... wenn ich leide ... «

»Wer sie? Hier ist niemand!«

Nun sah ich mich doch um, aber ich hatte nicht gelogen – es war niemand hinter uns. Keine Hure, kein Dealer, kein Penner, kein Neugieriger, der sich einen Kick damit verschaffte, die Katakomben zu besuchen. Und auch kein Verfolger. Vielleicht hatte ich ihn mir doch nur eingebildet. Lediglich ein paar Ratten saßen am Rande des Kanals und äugten zu uns herüber.

»Scheuch sie weg! Bitte, Sara, scheuch sie weg ... sie fressen mich auf ... «

Er hatte einen Horrortrip erwischt. Schon wieder. John drückte sich den Stoff, weil es das Einzige war, was ihm wenigstens für ein, zwei Stunden Frieden schenkte, und dann erwischte er einen schlechten Flug nach dem anderen. Das Leben war gemein.

»Sie fressen dich nicht auf. John, kannst du nicht mit dem Mist aufhören und eines der Programme machen, Methadon oder wenigstens betreutes Drücken, das hier ... « Ach, es hatte keinen Zweck. Er hörte mir nicht zu und selbst wenn – ich wusste schon länger, dass er hoffnungslos abgestürzt war. Aber vorher hatte ich wenigstens noch einigermaßen klare Gesprä-

che mit ihm führen können, wenn er high war, und ab und zu hatte er dabei sogar gelacht. Er hatte ein schönes Lachen, so offen und ehrlich.

»Doch, Sara. Sie fressen an mir.« Er zog den Ärmel seines speckigen Parkas nach oben und hielt eine schwärende Wunde in das matte Licht, wahrscheinlich ein infizierter Einstich, der sich ausgebreitet hatte. Ich musste schlucken, um nicht zu würgen, als ich ihn mir anschaute. Der Abszess sah tatsächlich aus, als habe ein Tier daran herumgebissen. Ich konnte sogar die Abdrücke der Zähnen sehen. »Und sie ... « John deutete nach oben an die Gewölbedecke und dann den Gang hinab und schließlich nach unten, wo nichts war außer toter Erde. »Sie schauen zu. Sie mischen mir Dreck in den Stoff und dann schauen sie zu ... sie sehen mich ... sie lieben es ... «

Sein Zucken wurde stärker; es gelang mir nicht mehr, seine Hand zu halten, so heftig erschütterten die Krämpfe seinen Körper.

»Du bist mein Engel, Sara. Nein, du bist unser Engel ... kämpf gegen die Dämonen, bevor sie uns alle töten ... «

»Okay, Schluss jetzt mit dem Scheiß, ich bringe dich rauf, du brauchst einen Arzt, und du weißt, nach unten kommen sie nicht, ganz egal, was hier los ist ... Steh auf. John, bitte! Aufstehen! Du musst es versuchen.«

Energisch packte ich ihn an den Schultern, um ihn hochzuziehen, doch er glitt mir sofort wieder aus den Händen und sackte auf den kalten Boden. Gott, wie konnte ein ausgemergelter Junkie nur so schwer sein!

»John. Mach die Augen auf. Hey!« Mit den Fingern knetete ich seine Wangen und schlug sie abwechselnd, doch er reagierte nicht. Ein letztes Zittern durchlief seine Brust und seine

Arme, dann wurde er still. »John. John!« Nun brüllte ich, doch das war egal. Solche Szenen spielten sich hier täglich ab. »Geh nicht! Es kann noch alles gut werden, hau jetzt nicht ab!«

Nein, es konnte nichts gut werden. Was redete ich nur für einen Blödsinn? Er war tot. Überdosis. Ja, vielleicht auch schlechter Stoff. Ich hatte ihm diese Woche kaum etwas geben können, wovon er sich guten hätte kaufen können. Doch selbst wenn – irgendwann wäre es so geendet. So endete es immer. Manche ruinierten sich innerhalb weniger Wochen, als seien sie dazu bestimmt gewesen, in einer Sucht zu krepieren. Andere siechten über Jahre hinweg dahin und versuchten immer wieder, auszusteigen – doch die Katakomben ließen sie niemals los.

»Wenigstens hast du jetzt Frieden. Für immer«, flüsterte ich und wischte mit einem Taschentuch den Schmutz und Speichel aus Johns Gesicht. Nun wirkte er beinahe unschuldig und sehr, sehr müde. Was für ein Leben ... Was für ein gotterbärmliches Leben.

Zum zweiten Mal vibrierte mein Handy. Kratos. Ich musste nicht auf das Display schauen, um es zu wissen. Für einen miesen Verbrecher hielt er viel von Pünktlichkeit. Wie gut, dass die Verbindung hier unten meistens nur für Kurznachrichten reichte, sonst hätte er mich längst angeklingelt.

»Lasst ihn in Ruhe, ja?« Drohend fixierte ich die Ratten, die sich in einem dichten, grauen Pulk in der Mitte des Kanals versammelt hatten und darauf zu warten schienen, dass ich mich endlich davonmachte. »Sucht euch was anderes, hier gibt es genug.« Sicherheitshalber zog ich einen Energieriegel aus meiner Jackentasche, zerbröselte ihn und warf die Krümel vor ihre spitzen Schnauzen. Eigentlich hätte John ihn bekommen sollen. Ich durfte darüber nicht nachdenken. Er war schließlich nicht

der Erste, den ich hier unten hatte sterben sehen – und er würde nicht der Letzte bleiben. Tränen halfen niemandem und Trauer ließ ihn nicht wieder lebendig werden. Immerhin musste er nicht mehr leiden.

Im Laufschrift nahm ich die nächsten beiden Biegungen, bis ich Kratos erreicht hatte. Er tigerte bereits unruhig vor unserem Treffpunkt auf und ab. Noch ehe ich ihn ansprechen konnte, fühlte ich ihn wieder hinter mir – den Schatten meines Verfolgers. Nun musste ich mich zwingen, mich nicht umzusehen. Obwohl ich mir diese Eingebung nicht erklären konnte, wusste ich eines genau: Kratos durfte nichts davon erfahren. Das war alleine meine Angelegenheit.

»Sorry. War nicht so einfach dieses Mal. Dafür hab ich gute Ware«, log ich und vermied es, Kratos in die Augen zu sehen. Mir war stets, als würde er sich in meinen festsaugen und das wollte ich ihm nicht gestatten. Was jetzt geschehen würde, war befremdlich genug.

»Dann zeig mal her, Püppchen ...« Weil sein Blick sich bereits auf meinen Ausschnitt heftete und somit ein direkter Kontakt mit meinen Augen nicht wahrscheinlich war, riskierte ich es, ihm für einen Moment ins Gesicht zu schauen. Erweiterte Pupillen und geplatzte Äderchen um die Iris – er hatte sich schon etwas reingezogen. Dann sollte ich ihn besser nicht über die Maßen provozieren.

»Ein großer Stein. Hochkarätig, geschliffen, Silberfassung. Sehr rein«, berichtete ich sachlich. Kratos atmete schneller. Das war das Widerliche an unserer Verbindung – er liebte die Diamanten ebenso wie ich. »Wahrscheinlich lupenrein.« Nicht nur wahrscheinlich. Er war lupenrein. Ich hatte es gehört. Doch es war besser, tiefzustapeln.

»Ich will ihn sehen. An dir.« Ein Keuchen entrann Kratos' Brust, und er begann nervös, an dem Kragen seiner glänzenden Steppweste zu nesteln.

»Du bist ein pervorses Schwein, Kratos. Weißt du das?«

Er lachte nur kehlig. »Ich habe gesagt, ich will ihn sehen. Zeig ihn mir.«

Ohne mit der Wimper zu zucken, zog ich den Reißverschluss meiner Jacke nach unten. In dem Moment, in dem seine Augen den Stein erhaschten, wollte ich ihn nicht mehr haben. Nun würde es mir leicht fallen, die Kette abzulegen. Kratos' Gier hatte den Stein verdorben. Gier und Diamanten – das vertrug sich nicht. Seufzend nahm ich meine Hände hinter den Nacken, um den Verschluss zu öffnen.

»Stopp«, bellte Kratos. Widerwillig hielt ich inne. »Noch einen Moment ... « Seine Hand zuckte, als wolle er den Stein berühren – und dabei auch meine Haut.

»Versuch es gar nicht erst, Kratos. Wenn du mich anfasst, bist du tot. Ich bin keine von deinen Huren und das weißt du.«

»Ja. Das weiß ich.« Für einen Moment wurde sein Blick klar und ich konnte nicht anders als hineinzusehen. Eigentlich mochte ich grüne Augen. Sein Grün jedoch war nicht mehr menschlicher Natur. Es schimmerte eiskalt. Aber ich las auch Respekt darin und Anerkennung. Vielleicht sogar Ehrfurcht?

Entschieden löste ich den winzigen Karabiner, nahm die Kette ab und reichte sie ihm. Obwohl ich meine Handschuhe noch trug, vermied ich es, seine Finger zu berühren.

»Und jetzt das Geld. Ich schätze ihn auf Fünfzigtausend.«

»Niemals. Vierzig höchstens. Du kriegst zehn.«

»Fünfzehn«, forderte ich kühl. »Du kannst mir auch zehn geben, aber dann werde ich Samstagabend für die Mathear-

beit nächste Woche lernen müssen, wirklich dringend, und anschließend eine Pyjama-party mit meinen Freundinnen veranstalten ... «

»Du hast keine Freundinnen, Püppchen, und die Schule ist dir scheißegal. Du wirst Samstag in der Tannenallee erwartet. Das letzte Haus, linke Seite. Ich geb dir dreizehn. Mehr nicht.«

»Fünfzehn«, blieb ich stur. »Nein? Nicht? Schönen Abend, Kratos ... Ich schick dir Bilder von der Party.« Betont langsam wandte ich mich um. »Ich im Blümchenpyjama, das wolltest du doch immer mal sehen, oder?«

»Okay, fünfzehn, du elende Schlampe. Fünfzehn. Ich hab zwölf hier, die anderen drei kriegst du morgen.«

Auch das noch – er hatte nicht genug Bargeld dabei. Ich hasste das. Er sollte mir nichts schuldig bleiben. Ich konnte ihn bitten, es mir sofort zu beschaffen, und hier warten; er würde es tun. Aber diese Zeit hatte ich heute nicht. Der Schatten war noch da, hinter mir, links oben – wie auch immer das gehen sollte. Er befand sich direkt unter dem Gewölbe. Um ihn musste ich mich kümmern und Kratos sollte mich dabei nicht erwischen. Außerdem nagte die Sorge um Großmutter an mir. Ich musste Kratos ziehen lassen.

»In Ordnung, morgen. Plus fünfhundert fürs Warten. Ich kriege das Geld vor dem nächsten Coup. Sonst kannst du ihn dir in deine Haare schmieren. Wo auch immer du noch welche findest.«

Kratos kicherte dreckig und griff in seine ausgebeulte Hosentasche, um meinen Lohn abzuzählen, viele knisternde Scheine, die sich seidig auf meine Finger legten. Na also, ging doch. Wenn ich es rechtzeitig nach Hause schaffte, konnte ich sogar noch den Kühlschrank auffüllen. Jaga hatte bestimmt nicht ein-

gekauft. Wahrscheinlich hatte sie wieder den ganzen Tag vor dem Fernseher gesessen.

Ich gab vor, in die andere Richtung zu verschwinden, während Kratos meinem Verfolger quasi in die Arme lief – doch er hielt ihn nicht auf. Kratos' Schritte verhallten ungebremst. Meinem Verfolger ging es um mich. Nur um mich. Und ich war seiner Spielchen überdrüssig.

Sobald Kratos sich weit genug entfernt hatte, kehrte ich auf der Hacke herum und lief dem Schatten entgegen, auch wenn ich vor mir nichts wahrnehmen konnte außer den ewigen Ratten und diffusen Nebelschwaden, die unter der steinernen Decke hingen und um die Gaslampen waberten. Wo nur hatte er sich verborgen? Es gab ein paar Schächte, ja, aber konnte ein erwachsener Mann sie erklimmen? Es war doch ein Mann, oder?

»Na los, du feige Sau, zeig dich und sag mir, was du willst!« Das Echo meiner Stimme sirrte erst in meinen Ohren und nahm dann einen tiefen, sonoren Widerhall an. Tausendfach schallte es von den Wänden zu mir zurück.

»Zeig dich! Jetzt! Ich habe keine Zeit für Spielchen!«

Nichts geschah, bis auf den ständigen Nachhall meiner eigenen Stimme, deren Volumen sich unaufhörlich zu vervielfachen schien.

»Ich weiß, dass du hinter mir her bist. Ich sehe dich.«

Ich log und doch sagte ich die Wahrheit. Ich sah ihn – nicht mit den Augen, aber mit all meinen anderen Sinnen. Mein Bauch sah ihn, mein Herz, meine Haut, mein Gehör, ich schmeckte und roch ihn, ohne das, was ich wahrnahm, definieren zu können. Doch eines war sicher. Er war da.

»Ich bin da.«

Erschrocken riss ich die Augen auf. Wie konnte das möglich sein? Woher war er gekommen, so schnell und völlig lautlos?

Aufrecht und wachsam stand er am Ende des Gangs, mit dem Rücken zu mir, die Füße leicht auseinander gestellt, die rechte Hand dicht an der Hüfte, als wolle er nach einem Schwert greifen können, wenn es nötig wurde – und blickte über die linke Schulter zu mir zurück. Sein Oberkörper war nackt, bis auf den Ledergurt, der quer über seinen muskulösen Rücken verlief. Er trug doch nicht etwa wahrhaftig ein Schwert?

Langsam ließ ich meine Hand nach hinten wandern, an meinen Hosenbund, in dem stets ein kleiner Dolch in einer Leder-scheide steckte, scharf und tödlich. Er durfte das ruhig sehen. Ja, er sollte wissen, dass ich ebenfalls bewaffnet war. Noch hatte ich den Dolch nicht benutzen müssen, doch heute war ein guter Tag zum Sterben.

Suchend kniff ich meine Augen zusammen, um sein Gesicht erkennen zu können, aber das half mir nicht, denn er befand sich im Gegenlicht. Dennoch wusste ich, dass er mich ansah, direkt in meine Augen. Er konnte mich sehen. Ja, er konnte mich wahrnehmen. Ich war von Licht umgeben, während er aus dem Schatten zu mir kam.

Noch immer konnte ich mich nicht rühren. Sein Anblick bannte mich. Auch er hielt still, den Kopf nach wie vor zu mir gewandt, eine Pose, die ich kannte, als habe ich sie schon einmal gesehen ... Oh Gott, woher kannte ich sie? Wann hatte er mich schon einmal so angeblickt, auf einem weiten, blutigen Schlachtfeld, vor Tausenden von Jahren? Warum war ich damals zu ihm geritten?

»Ich bin da«, hallte seine Stimme tief und weich in meinen Ohren nach. Ich bin da. Ich bin da ... Ja, er war wieder da. Endlich hatte er mich gefunden.

Hart trafen meine Knie auf den Asphalt, dann schlug meine Stirn gegen den Boden. Instinktiv rollte ich mich zur Seite ab, wie ich es bei meinen Einbrüchen so oft tat, und schwang mich sofort wieder auf meine Füße. Ich musste geträumt haben, in einem anfallartigen Sekundenschlaf, und hatte dabei das Gleichgewicht verloren ...

Was war nur mit mir los, das passierte mir doch sonst nie, schon gar nicht hier unten! Traten wieder schädliche Gase aus den Rohren und verwirrten meine Sinne? Aber selbst wenn – ich hatte noch nie dabei mein Bewusstsein verloren!

»Wer bist du?«, schrie ich noch einmal und rannte dem Ende des Ganges entgegen, an dem ich ihn hatte stehen sehen. Noch bevor ich es erreicht hatte, wusste ich, dass es vergeblich war. Er war fort.

»Das gibt es nicht«, flüsterte ich atemlos. »So etwas kann doch niemand außer mir ... « Fassungslos starrte ich auf den Schachteingang an der Decke, einen Meter über meinem Kopf. Es gab keine Leiter, keine Erhöhung, auf die er hätte klettern können. Er musste wie ich die Fugen zwischen den Steinen gesucht haben, um die Finger hineinzuschieben, aber er war mindestens einen Kopf größer als ich gewesen und vermutlich zwanzig Kilo schwerer – wie hatte er das nur angestellt? Es war nicht unmöglich, das nicht, aber wenn er tatsächlich über die gewölbte Wand in den Schacht geklettert war, dann ... tja, dann hatte ich wohl Konkurrenz vom Feinsten bekommen.

Stöhnend ließ ich mich gegen die feuchte Mauer sinken und schaute ein paar Ratten zu, die an jener Stelle schnüffelten, an der er eben noch gestanden hatte. Eben? Oder vorhin? Wie viel Zeit war vergangen zwischen seinem Erscheinen und meinem Erwachen? Wie lange war ich weg gewesen?

War er abgehauen, bevor ich das Bewusstsein verloren hatte, oder hatte er seelenruhig dabei zugesehen und sich vielleicht noch daran ergötzt, wie jemand von seinem Schlag die Kontrolle verlor? Denn das durften wir niemals – die Kontrolle verlieren. Das konnte den Tod bedeuten. Oder hatte er es sogar ausgelöst?

Verwirrt berührte ich meine Stirn. Ich blutete, direkt zwischen den Augen. Es tat nicht weh, vielmehr kitzelte die kleine Wunde mich sanft, während das Blut in winzigen Tröpfchen austrat und meine Nase herunterrann.

Was war das eigentlich gewesen in meinem Wachtraum – diese Gewissheit, ihn schon einmal in dieser Pose vor mir stehen gesehen zu haben? Nannte man so etwas nicht ein *Déjà-vu* – ein Irrtum des Gehirns, das glaubt, sich an etwas zu erinnern, das niemals geschehen ist?

»Ich bin da« – nun, diese Worte hatte ich nicht geträumt, er hatte sie ausgesprochen, und sie konnten eine handfeste Drohung sein. Sie bedeuteten, dass er mich wahrnahm. Dass er möglicherweise wusste, was ich tat – und vor allem eines: dass er nicht weichen würde. Vielleicht würde er mich sogar weiterhin beobachten.

Ich musste keine Intelligenzbestie sein, um mir zusammenzureimen, was das alles bedeutete. Ein junger Mann – ich schätzte ihn auf Mitte zwanzig, nicht älter –, der sich in den Katakomben auskannte, nachts mit einem Schwert herumliefe, kein Kälteempfinden zu besitzen schien, klettern konnte wie eine Katze und sich der Dunkelheit anpasste, als würde er zu ihr gehören, beobachtete mich. Er musste einer von uns sein. Er gehörte zur Unterwelt, agierte für sie, und ich war in seinen Radar geraten. Ja, er war einer von uns.

Ich war nicht mehr alleine.



OFFENBARUNG

Ich hatte den Schlüssel noch nicht aus der Wohnungstür gezogen, da schallte mir bereits Mutters Stimme entgegen, derb und roh. »Wo bist du so lange gewesen?«

Fröstelnd schob ich mich durch die Tür, drückte sie mit der Ferse zu und atmete gepresst durch den Mund ein, bevor ich antwortete. Ich wollte hier nicht sein – wie deutlich ich das doch jedes Mal spürte, wenn ich diese Wohnung betrat. Ich war ein Fremdkörper in ihr, war es immer gewesen, oder aber sie war ein fremder Raum für mich. Doch noch hatte ich keine passende Alternative parat. Noch war ich nicht volljährig und konnte nicht selbst entscheiden, wo ich aß und schlief, ohne in Schwierigkeiten zu geraten. Denn mehr war es nicht, was mich an diese drei Zimmer band. Ich schlief und aß hier und alleine das war schwierig genug.

»Bei Großmutter. Sie hatte einen Anfall.«

Ein schepperndes Lachen genügte Jaga als Antwort, voller Spott und Unglauben, und erneut brachte eine innere Kälte meine Haut zum Erschauern. Beinahe sehnsüchtig erinnerte

ich mich daran, wie friedlich die Stille in Großmutter's Haus sich im Vergleich zu Jagas Stimme und dem Dröhnen des Fernsehers angefühlt hatte, nachdem ich von meinem Coup zu ihm zurückgekehrt war und beide schlafend vorgefunden hatte, Maria am Küchentisch und Oma in ihrem Bett, gelöst und mit einem leichten Lächeln auf dem Gesicht. So schnell der Spuk kam, so schnell ging er auch manchmal, und es musste geschehen sein, als ich meine Ware bei Kratos abgeliefert hatte. Oder als John gestorben war? Als ich die unwirkliche Begegnung mit meinem Verfolger hatte? Selbst die war mir plötzlich vorgekommen wie ein Zeichen aus einer besseren Welt, so sehr hatte es mich gefreut, dass Omas Unruhe endlich verflogen war und sie im Schlaf Entspannung finden konnte.

Die Stille hatte wohlgetan. Nur die alte Standuhr im Wohnzimmer, in das wir Omas Bett gestellt hatten, damit Maria sie besser versorgen konnte und keine Gefahr drohte, dass sie die Treppe hinunterstürzte, tickte leise vor sich hin. Während Oma wie eine schlummernde Königin auf drei smaragdfarbenen Samtkissen gebettet lag und ich zufrieden der Uhr lauschte, wechselte ich ihr vorsichtig das Nachthemd und zog ein frisches Laken auf die Matratze. Wenn Großmutter einen Anfall erlitt, schien ihr Körper aufzuhören zu arbeiten. Sie aß nicht, sie trank nicht, sie hatte keine Verdauung. Ihre Beine und Arme schwellen an, ihr Gesicht wurde schwammig. Überall lagerte sich Wasser ab. Doch nun hatten die Organe ihre Arbeit wieder aufgenommen und infolgedessen hatte sie sich eingenässt. Sie wachte nicht auf, während ich sie umzog und ein dickes Handtuch auf die feuchte Stelle unter ihr legte, bevor ich das frische Laken darüber spannte, aber mir war, als sähe sie mich durch ihre geschlossenen Augen an, dankbar und liebevoll. Ich brachte

es nicht über das Herz, ihr Windeln anzuziehen, wie Maria es schon mehrfach vorgeschlagen hatte. Es kam mir vor, als würde ich Großmutter ihre letzte Würde nehmen.

Auch Maria ließ ich weiterschlafen und tauschte das Buch, über dem sie eingenickt war, durch ein kleines Kissen aus. Ein paar Minuten noch saß ich bei ihr, glättete mit den Händen die zerknitterten Seiten des Büchleins und versuchte zu verstehen, was in den Katakomben geschehen war – doch vergebens. Die Empfindung, die in mir auflebte, wenn ich daran dachte, ließ sich nicht in Worte fassen. Auch konnte ich nicht mehr sagen, was von dem, das ich wahrgenommen hatte, Realität oder Einbildung gewesen war. In einem jedoch war ich mir sicher: Auf meinem Rückweg zu Großmutter war ich nicht mehr verfolgt worden. Auch jetzt fühlte ich mich unbeobachtet und frei, aber nicht ungehindert. Denn vermutlich wartete mein Verfolger nur auf den nächsten Moment, und wenn dieser nächste Moment einer meiner Coups war, konnte ich ernsthaft in Schwierigkeiten geraten. Ich musste mir eine Finte ausdenken, einen Trick, wie ich ihn in die Irre leiten konnte. Gleichzeitig verspürte ich eine leise Enttäuschung bei der Vorstellung, ihn damit endgültig loszuwerden – ja, sogar eine graue, lastende Sinnlosigkeit, die alles erstickte, was in meiner Zukunft vor mir lag.

Doch dieses Gefühl war mir nicht unbekannt. Es schlich sich oft genau dann in meinen Bauch, wenn ich meine Ware abgeliefert hatte, alles erledigt war und mir nichts anderes übrig blieb, als zu Jaga zu fahren und mich ihren leidigen Fragen zu stellen, bevor ich endlich schlafen durfte. So hatte ich auch an diesem Abend Großmutter und Maria alleine gelassen, war auf mein Rad gestiegen und »nach Hause« gefahren. Wo sollte ich auch sonst hin? Bei Oma ließ Jaga mich nicht bleiben; das

hatte ich schon ein paar Mal versucht. Die Argumente waren auf ihrer Seite – eine Demenzpatientin konnte sich nicht um eine Jugendliche kümmern, deren Schulakte bereits zwei Ordner umfasste. Noch drei Monate, sagte ich mir in Gedanken, während ich meine Schuhe abstreifte und Jagas Lachen immer noch auf meinem Nacken fühlte, obwohl es längst abgeklungen und durch die Geräusche einer Schießerei aus dem Fernsehen abgelöst worden war. In drei Monaten war ich achtzehn und dann konnte ich gehen.

»Wo bleibst du? Hier! Arbeit!«

Jagas sehniger Arm streckte sich über die Sofalehne und deutete auf unsere kleine Küche, wo sich das schmutzige Geschirr im Spülbecken und auf der Arbeitsfläche stapelte. Der Boden klebte unter meinen Füßen, als ich am Sofa vorbeilief, ohne Jaga anzusehen, die nach wie vor auffordernd nach hinten deutete. Wahrscheinlich war ihr wieder Wein ausgelaufen, als sie sich Nachschub aus dem Kühlschrank geholt hatte. Schweigend begann ich, die übervollen Mülltüten aus den Eimern zu ziehen, sie durch frische zu ersetzen und mit dem zu füllen, was Jaga den Tag über in der Küche hinterlassen hatte.

»Bei deiner Oma warst du, ja?« Wieder erklang ihr schep-perndes Lachen. Es triefte vor Hohn und Missgunst. »Erzähl mir doch keine Märchen, Sara.«

»Sie hatte einen Anfall«, wiederholte ich ruhig, was ich vorhin bereits gesagt hatte. »Möchtest du nicht wissen, wie es ihr geht?«

»Oh, so ist das also. So ist das!« Jaga stand vom Sofa auf und trat hinter mich, doch ich drehte mich nicht zu ihr um. Ich wollte Großmutter lächelndes Gesicht in Erinnerung behalten. Ihres sollte sich nicht darüber legen. Eher würde ich mir meinen

Verfolger anschauen als in ihre leeren, verkniffenen Augen zu blicken, die mich stets ansahen, als sei ich das Böse in Person. »Du buhlst um das Erbe? Meinst, du kannst jetzt noch einen auf lieb Kind bei ihr machen, weil sie sowieso nicht mehr ihre Gedanken zusammenhat?«

»Sie hat mehr Gedanken zusammen als du«, widersprach ich kühl, obwohl ich nicht deuten konnte, was Großmutter vor meinem Einbruch vor sich hin gestammelt hatte. Dennoch war mir ihre verwirrte Gegenwart lieber als der alkoholgetränkte Geist meiner Mutter. »Und ich war immer ihr lieb Kind«, fügte ich leise hinzu.

Jaga schnaubte verächtlich durch die Nase und trat so dicht an mich heran, dass ich ihren Atem riechen konnte; billiger Wein, Nikotin und ein schwacher Hauch von Zwiebeln. Nun wurde mir so kalt, dass ich mich beherrschen musste, um mir nicht über meine Arme zu reiben. Ohne mich zu ihr umzudrehen, fuhr ich damit fort, ihren Dreck wegzuräumen.

»Lieb Kind ...«, flüsterte Jaga, und ich spürte, wie ihre Augen sich auf meine Schulterblätter richteten. Sie fixierte mich, wie so oft in den vergangenen Wochen – sie stand hinter mir und starrte mich an, minutenlang, ohne sich zu regen oder etwas zu tun, doch was ich fühlte, war purer Hass. Sie hasste es, dass ich nicht reagierte, dass ich mich nicht umdrehte, sie nicht ansah, aber vor allem hasste sie, dass ich existierte. Sie hatte es nie gesagt, doch ich wusste es. »Lieb Kind bist du nicht«, beantwortete sie meine Gedanken. »Du nicht.«

Mein Nacken begann zu schmerzen, aber ich sagte nichts, wehrte mich nicht. Diese Macht wollte ich ihr nicht gönnen. Irgendwann würde sie wieder zurück zu ihrem Sofa gehen und in ihren stumpfsinnigen Dämmer versinken, in dem sie jeden Tag

und jede Nacht zubrachte. Doch heute blieb sie stehen. Meine Bewegungen wurden langsamer, als würde ihr Blick lähmendes Gift in meine Adern senden, und ich begann schwerer zu atmen. Mit den Vorderzähnen hielt ich meine Zunge in Schach, damit ich nicht den Fehler machte, mich zu verteidigen. Egal, was ich sagte – es würde falsch sein. Jedes Wort für sie war eines zu viel.

»Du bist kein lieb Kind, Sara. Du kommst vom Teufel. Weiß Gott, ich hätte dich auch weggegeben, wenn ich dich geboren hätte.«

Blitzschnell fuhr ich herum, und sie zuckte zurück, als meine Augen sich in ihre bohrten, doch sie blieb auch jetzt stehen, mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen, während mir ein Keuchen aus der Brust drang, als hätte mich der Schlag eines Hammers getroffen.

»Wie bitte?« Ich musste mich räuspern, denn meine Stimme hatte keinen Ton mehr. »Was sagst du da?«

»Die Wahrheit.« Jaga reckte schnippisch den Kopf, und obwohl ich sie um mehrere Zentimeter überragte, kam ich mir plötzlich unterlegen vor. »Du bist eine Ausgeburt des Teufels, und Alina sieht es nur deshalb nicht, weil sie ihren Verstand verloren hat. Aber ich, ich sehe es. Jaga sieht es. Und ich kann verstehen, dass sie ... «

»Wer?«, schrie ich gellend. »Denn du bist es nicht, das weiß ich jetzt, also wer ist es? Wer ist meine Mutter?«

Sekundenlang standen wir dicht voreinander, Jaga wankend, ich steinern, und schauten uns an, ohne uns zu sehen. Was ich sah, waren andere Dinge; Dinge, die mir eigentlich alles hätten sagen können – oh, und sie hatten es mir gesagt, immer und immer wieder; ich hatte mich nur geweigert, sie zu hören und zu verstehen. Im Grunde hatte ich es von Anfang an gewusst, nicht



Bettina Belitz

Die Diamantkrieger-Saga - Damirs Schwur

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
25 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-570-16417-4

cbt

Erscheinungstermin: Februar 2016

Erwache. Erkenne dich. Nutze deine Fähigkeiten.
Kämpfe!

Die 17-jährige Sara hat ihre Seele an die Hydra verkauft – jene düstere Unterwelt, für die sie als Meisterdiebin arbeitet und wertvollen Diamantschmuck aus den Villen der Reichen stiehlt. Was mit den Diamanten geschieht, interessiert Sara nicht – bis der mysteriöse Damir in den Katakomben der Unterwelt auftaucht. Die beinahe magische Anziehungskraft zwischen den beiden weckt in Sara übermenschliche Fähigkeiten, von denen sie bisher nichts ahnte. Die Fähigkeiten einer Diamantkriegerin. Ein gefährlicher Wandlungsprozess setzt ein, an dessen Ende Sara sich entscheiden muss, auf welcher Seite sie steht: auf der des Lichts oder des Schattens.

 [Der Titel im Katalog](#)